Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 222. Bromberg, den 30. Oktober 1927.

Blitz.

Der Roman eines Wolfshundes.

Von H. G. Evarts.

9. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Zwölftes Kapitel.

Von dem Augenblick an, da Teton Jackson sich von der Polizeieskorte losriß und aus dem rollenden Zug sprang, blieb er spurlos verschwunden.

Das abgeschiedene Gebirgstal im Schatten der Tetons, von wo er als halbwüchsiger Bursche mit seiner Robin Hood-Bande ausgezogen war, um in drei Staaten ein wildes Räuberleben zu führen, trägt noch immer seinen Namen. Er selbst aber blieb seit seiner Flucht verschollen.

Nach und nach hatte sich das Tal, das seinen Namen führte, dicht besiedelt, und nur die ältesten Farmer erinnerten sich noch seiner. Böses konnten sie ihm nicht nachsagen, denn niemals hatte ein armer Teufel, der schwer zu kämpfen hatte, von seiner Bande etwas zu erleiden gehabt.

Unter den Verbrechern, die während der folgenden fünfundzwanzig Jahre entsprangen, waren vielleicht zwei Dutzend, die auf ebenso rätselhafte Weise verschwunden blieben.

In den Gefängnissen erzählte man sich oft, daß diese Männer sich vereinigt hätten, auch tuschelte man von einem geheimnisvollen Zusammenkunftsorte, genannt die „Höhle".

Niemand wußte etwas Bestimmtes über die Lage dieses Ortes, doch die Gerüchte erhielten sich hartnäckig, auch war es aufgefallen, daß die meisten dieser Verschollenen richtige Räubernaturen gewesen waren. Schließlich neigten sogar die Autoritäten zu dem Glauben, daß sich eine Anzahl dieser Männer irgendwo außer Reichweite des Gesetzes zusammengeschlossen hätte.

Als Moran die Hütte erblickte, fuhren ihm diese alten Geschichten durch den Kopf. Er erinnerte sich auch, von Lichtsignalen gehört zu haben, die man von einer Bergspitze zur anderen hätte aufblitzen sehen. Einer, der mit dieser Art Signalsprache vertraut war, hatte sogar behauptet, das Bruchstück einer Depesche aufgefangen zu haben. Unter den Worten, die er gelesen hätte, wären die Namen zweier Männer gewesen, die vor Jahren entsprungen waren und zu den verwegensten Verbrechern gehörten. Aber diese Gedanken wies Moran von sich, eine solche Verknüpfung schien ihm zu absurd, wenigstens insoweit, als sie diesen Ort betraf. Die Hütte konnte nur das Heim eines Einsiedlers sein.

Blitz lief voraus und kratzte an der Türe, sie öffnete sich — und mit einem Schlag hatte sich das ganze Bild geändert. Auf keinen Mann hätte die außerordentliche Schönheit des Mädchens ihre Wirkung verfehlen können. Hier jedoch verstärkte sie sich noch durch die Überraschung, in einer solchen Umgebung ein so wunderbares Geschöpf zu finden. Als das Mädchen ihn erblickte, schwand alle Farbe aus ihrem Antlitz, bleich und verstört stand sie in der Türe.

„Ich habe Sie erschreckt!" sagte Moran. „Verzeihen Sie!"

Sie staunte ihn an, ohne ein Wort über die Lippen zu bringen. Blitz drückte sich stolz und schweifwedelnd eng an Moran, der seine Hand auf des Hundes Kopf legte. Diese Bewegung verriet dem Mädchen, wen sie vor sich hatte.

„Sie sind Clark Moran", sagte sie.

Er nickte, überrascht, daß sie seinen Namen kannte.

„So hat man Sie also nicht umgebracht?"

„Nein," lächelte er, „ich bin wohl und munter."

„Blitz hat Sie hierhergeführt?" Er nickte abermals.

„Haben diese Leute Vater Kinney in ihre Gewalt bekommen — ist das der Grund, warum er ausgeblieben ist?"

„Vor wenigen Tagen erst habe ich ihn gesprochen, als ich den Shoshone aufwärts zog, habe mit ihm eine Nacht verbracht," erwiderte Moran. „Auch er ist wohlauf."

„So hat er meinen Brief nicht erhalten," stellte das Mädchen fest.

„Wahrscheinlich nicht," sagte Moran. Er fühlte, daß irgendein ihm unbekanntes Gedankenglied alle diese abgerissenen Worte verband, und er bemühte sich, das Rätsel zu lösen.

„Ich kann ihn holen," bot er sich an. „In drei Tagen bin ich bei ihm — in zwei Tagen, wenn ich sehr eile — und am fünften Tage kann er hier sein. Verfügen Sie über mich, ich helfe Ihnen gerne in jeder Beziehung."

Die Wirkung seiner ruhigen Worte stellte sich sofort ein. Die Selbstbeherrschung dieses Mannes war außerordentlich. In dieser ungewöhnlichen Situation benahm er sich so, als wenn es für ihn etwas Alltägliches wäre, in einer einsamen Hütte, fünfzig Meilen von jeder menschlichen Ansiedlung entfernt, ein Mädchen zu finden. Ihre Bemerkungen, das wußte sie, hatten sehr unzusammenhängend geklungen, sie hatte von Dingen gesprochen, die ihm ganz fremd waren, und doch zeigte er keinerlei Erregung oder Neugierde. Ihr gefiel sein gerader, aufrichtiger Blick — von diesem Manne hatte sie nichts zu befürchten!

„Ich bin allein hier und warte auf Vater Kinney. Bitte, treten Sie doch ein. Ich bin gerade beim Kochen und will inzwischen darüber nachdenken, ob und wie ich von Ihrem Anerbieten Gebrauch machen kann."

Blitz fühlte die Befangenheit und Fremdheit, die zwischen den beiden lag, aber er war zu glücklich, die zwei zusammengeführt zu haben, als daß er einer solchen Kleinigkeit eine besondere Bedeutung beigelegt hätte.

Moran nahm seine Axt und Blitz folgte ihm vor die Türe. Draußen wählte er eine schlanke, abgestorbene Fichte, maß sie mit einem schätzenden Blick und ging daran, sie zu fällen.

„Wir wollen ein wenig Holz machen, alter Bursche," sagte er. „Sie heizt ja mit Astwerk und nichtsnutzigen Abfällen. Wenn du nur sprechen und mir erzählen könntest, was da eigentlich los ist. Sie muß etwas erlebt haben, was ihre ganze kleine Welt von Grund auf umgestürzt hat — und deshalb ist sie entflohen. Ihre Pläne sind fehlgeschlagen und sie hat es schwer büßen müssen. Wer ist das Mädchen, Blitz? Und wie hat sie von diesem Ort erfahren?"

Moran hatte bereits eine tüchtige Menge Holz in die Hütte geschafft, als er zum Essen gerufen wurde. Er ließ sich's gut schmecken, dann erhob er sich und nahm seine Decken auf.

„Ich will hier in der Nähe einen Schlafplatz suchen," sagte er. „Ich werde es hören, wenn Sie mich rufen. Morgen früh werden Sie sich wohl schon entschieden haben, ob ich Ihnen helfen darf."

„Ach, bleiben Sie noch ein Weilchen! Ich möchte so gern mit Ihnen plaudern. Bin zuviel allein gewesen. Ein schreckliches Raubtier treibt sich da herum, fast jede Nacht hört man es in der Schlucht heulen. Wenn ich nur wüßte, was es ist?"

Ihre Unterhaltung war bisher ein wenig gezwungen gewesen und hatte sich hauptsächlich auf Förmlichkeiten beschränkt; jetzt begrüßte Moran die Gelegenheit, das Eis zu brechen und sich über ein Thema auszusprechen, das so recht sein Steckenpferd war. Er öffnete die Türe.

„Setzen wir uns hierher," sagte er. „Bald wird der Wald zu sprechen beginnen. Ich will mich bemühen, Ihnen seine Sprache zu erklären. Unter zehntausend gibt es kaum einen, der auch nur die Hälfte dessen versteht, was sich nachts in den Wäldern abspielt."

Sie ließen sich nebeneinander auf der Schwelle nieder, und Moran begann zu erzählen. Er konnte es nachfühlen, wie sehr das Mädchen, das Nacht für Nacht allein hier hatte zubringen müssen, unter all den eingebildeten Gefahren der Wildnis gelitten haben mochte. Seine Erklärungen verscheuchten mancherlei Aberglauben und Ängste, die das Herz des Neulings in den Bergen beklemmen. Blitz hatte sich zwischen die beiden geschmiegt und spürte deutlich, wie im Laufe der Unterhaltung alle Fremdheit und Gezwungenheit schwand.

„Ich denke, es muß ein Panther sein", sagte das Mädchen. Er schüttelte den Kopf. „Warum denn nicht? Gibt's hier keine?" fragte sie.

„Ja — nur heißen sie hier Löwen", antwortete er. „Panther, Puma, Kuguar und Berglöwe sind ein und dasselbe, nur je nach der Gegend verschieden benannt. Ich habe sie kennengelernt und unter allen vier Namen studiert. Bis heute ist es mir trotz aller Bemühungen nicht geglückt, den Schrei des Panthers zu hören. Ich habe eine Menge von Leuten gefragt, die verläßlich sind und scharf zu beobachten verstehen; ich habe mit Leuten gesprochen, die fast ihr ganzes Leben in den Bergen des Nordwestens verbracht hatten, wo der Löwe daheim ist; mit solchen aus den Einöden des Südwestens, wo der Kuguar lebt; mit Menschen, die das Sumpfgebiet des Ostens kennen, wo der Panther haust. Sogar in Mexiko, der Heimat des Pumas, habe ich vergeblich nachgeforscht. Einige berichteten mir, sie hätten ein, zweimal in ihrem Leben eine Stimme gehört, die vermutlich die des Panthers war; aber sicher waren sie ihrer Sache nicht."

„Aber ich habe doch gelesen —"

„— daß sie Jammerrufe ausstoßen ähnlich wie ein Weib", unterbrach sie Moran lächelnd. „Daß ihre Augen in der Nacht wie glühende Kohlen funkeln, wenn sie den Menschen in den Bergen auflauern. Das gehört alles ins Reich der Fabel. Der Panther greift den Menschen nicht an und eines Tieres Auge ist bei Nacht unsichtbar, wenn es nicht ein starker, unmittelbarer Lichtstrahl trifft, der zurückgeworfen wird. Es ist das gleiche wie mit einer Zinnbüchse oder einem Stückchen Glas."

Moran nahm seine Erklärungen wieder auf und an jeden Laut, der im Waldesdunkel hörbar wurde, knüpften sich seine Bemerkungen. Plötzlich spitzte Blitz die Ohren und versuchte, sich zwischen den beiden durchzuzwängen. Moran stieß ihn zurück; da drang ein leises Jammern aus dem Gehölz.

„Blitz weiß, daß sich eben jetzt dort draußen eine richtige Tragödie abspielt. Raten Sie, was es ist!"

„Eine Wildkatze!"

„Ein Kaninchen", sagte Moran. „Das war sein Todesschrei. Es ist den wenigsten bekannt, daß das Kaninchen schreit. Die meisten hätten dasselbe vermutet wie Sie. Dieser Wollschwanz, der soeben schrie, ist wahrscheinlich von einem Wiesel oder einer Eule erwischt worden."

Ein unheimlicher, geradezu unirdischer Schrei schwebte von dem kahlen Bergrücken herab, der die eine Wand der Schlucht krönte.

„Da — hören Sie!" sagte Moran. „Versuchen Sie's jetzt zu erraten!"

„Ein Luchs!"

„Ein Fuchs!" verbesserte er. „Vor Jahren hat einmal ein Stubenhocker von Naturforscher, der nichts als seinen Pudel kannte, der Welt verkündet, daß der Fuchs kläfft. Und seither kläfft er getreulich. Dieser langgezogene Wahnsinnsschrei ist aber in Wahrheit seine Stimme — meinethalben mag man es ein Kläffen nennen. War es vielleicht dieser Fuchsschrei, der Sie geängstigt hat?"

Das Mädchen verneinte.

„Es klang ganz anders," sagte sie.

„Kann mir nicht denken, was das war." Moran war in Verlegenheit. Plötzlich kam ihm ein Einfall. Er erinnerte sich an die tote Elchkuh mit den durchbissenen Kniesflechsen, an das plötzliche Stillschweigen und Verstummen aller tierischen Laute, das ihm aufgefallen war, als er vor wenigen Tagen auf dem fernen Abhang der Wapitihöhe gelagert hatte — ein Schweigen, das ihm das ferne Heulen eines Wolfes verraten hatte. Er sah sich nach Blitz um, doch der Hund war inzwischen verschwunden.

„Ich glaube, ich hab's," sagte er plötzlich. „Unser alter Freund Blitz hat eine Zeitlang draußen bei seinen Brüdern gelebt und seine Stimme gefunden. Hat er seines Vaters Stimme geerbt, so war's der Loboruf, der Sie erschreckt hat."

„Blitz?" rief sie aus, „wie, Blitz sollte so schauerlich heulen? Das ist völlig ausgeschlossen!"

„Und dennoch bin ich sehr geneigt, es zu glauben," sagte er. „Denken Sie nur, das gefährlichste Raubtier der Bergwelt hat die ganze Zeit friedlich mit Ihnen gehaust."

„Blitz gefährlich?" rief sie aus. „Ach, der ist ganz ungefährlich und der prächtigste Hund auf Gottes Erdboden!"

„Und eben deshalb sicherlich das gefährlichste Raubtier auf fünfhundert Meilen im Umkreis! Blitz hat die ganze mörderische Kraft eines Lobo, doch ohne die blinde Menschenfurcht des Wolfes. Seine Menschenfurcht verbindet sich mit Klugheit, die die Macht des Feindes richtig einschätzt. Er kennt unsere Listen. Anstatt bei der geringsten Spur von Menschengeruch in sinnlosem Schrecken zu fliehen, prüft er ihn. Und dann weiß er genau, was er zu tun hat! Blitz wird niemals einen Menschen unüberlegt anfallen — es sei denn, daß er gegen jemand einen starken Haß empfindet —, und Gott schütze mich, ich möchte nicht der Mensch sein, den Blitz unter solchen Umständen irgendwo überrascht oder dem er des Nachts zufällig in den Bergen begegnet."

„Ist es denn möglich, daß er einem Menschen ernsten Schaden zufügt, da er doch keine anderen Waffen hat als seine Zähne," erwiderte das Mädchen, das hartnäckig bei ihrem Zweifel blieb.

„Nur seine Zähne!" rief Moran aus. „Gewiß, er hat keine anderen Waffen, aber Sie ahnen nicht, was diese Zähne imstande sind. Wie Messer schneiden sie durch Muskeln, Fell und Flechsen des Elchbullen. Ich habe seine Arbeit kennengelernt und gesehen, wie er unter Elchen, Antilopen und Bergschafen gewütet hat. Vor wenigen Monaten erst hat man einen Preis von fünfhundert Dollar ausgesetzt für den Skalp des schlimmsten Lobo, der die Gegend des Wind River je geplagt hat. Fragen Sie nur Kinney, der hat auf den Wind River-Wolf gejagt und ihn bei Neuschnee über hundert Meilen weit verfolgt, und wen hat er schließlich gefunden? — Blitz. Außer uns beiden weiß kein Mensch, daß er noch am Leben ist. Glauben Sie mir, ein Mann ohne Feuerwaffe hätte verflucht schlechte Aussichten gegenüber diesem Gesellen."

Das Mädchen dachte an jene abenteuerliche Nacht zurück, da sie mitten in die böseste Gefahr hineingestolpert war. Sie erinnerte sich an die Schreie und Flüche, während Blitz das halbe Dutzend Männer in Schach hielt und ihr so die Flucht ermöglichte. Wie furchtbar mußte er dieser Bande zugesetzt haben, wenn er ihr alle Lust benahm, die nächtliche Verfolgung fortzusetzen.

„Wollen Sie Blitz verkaufen?" fragte sie.

„Nein," antwortete Moran rasch. „Er gehört Ihnen. Ich habe kein Recht mehr auf ihn, seit ich ihn im Stiche gelassen. Das Leben in der Stadt, dachte ich mir damals, werde für Blitz unerträglich sein, auch glaubte ich, in spätestens zwei Wochen zurück zu sein. Ich blieb einige Monate fort, und Blitz war inzwischen ein richtiger Bandit geworden. Da er hier aufgetaucht ist und sich Ihnen angeschlossen hat, ist mein Anspruch auf ihn erloschen, er ist Ihr Eigentum."

Das Mädchen streckte ihm die Hand entgegen:

„Kinney hat mir erzählt, daß alle Welt Ihnen gut ist," sagte sie. „Nun verstehe ich, warum. Und seien Sie versichert, noch nie war mir ein Geschenk so lieb und teuer wie dieses!"

„Ihre Freude entschädigt mich reichlich," erwiderte er herzlich.

„Und wie dankbar bin ich Ihnen, daß Sie zu mir sprechen — anstatt mich auszufragen. Sie werden nicht bezweifeln, daß meine Anwesenheit hier bestimmte Gründe hat, die ich Ihnen so gern verraten wollte, wenn ich nur dürfte. Jetzt weiß ich auch schon, wie Sie mir helfen könnten, falls Sie noch immer diese Absicht haben. Wenn Sie so lange in dieser Gegend bleiben, bis Vater Kinney kommt, so schicken Sie ihn zu mir. Ist das zu viel verlangt?"

„Ich hatte ohnedies die Absicht, einige Meilen von hier mein Lager aufzuschlagen", lächelte er. „Sie verlangen von mir, was ich auf jeden Fall getan hätte. Nur eine Frage gestatten Sie mir!"

Sie nickte zustimmend.

„Wenn ich hier bleibe — wie soll ich Sie nennen, zur Erleichterung des Verkehrs natürlich!"

„Ich wünsche nicht, daß Sie meinen Namen erfahren", erwiderte sie offenherzig. „Zumindest nicht den vollen. Einer der Gründe, warum ich hierher kam, ist — vergessen zu lernen, wer und was ich bin! Deshalb mag ich auch meinen Namen nicht hören, doch — zur Erleichterung des Verkehrs — Betty heiße ich! Es ist der Teil meines Namens, den ich noch hören mag. Rufen Sie mich Betty, wenn Sie es unbedingt haben wollen!"

„Ich danke Ihnen", sagte Moran. Er nahm seine Decken auf. „Ich will mich draußen niederlegen."

„Wenn das Wetter schlecht wird, kommen Sie herein", sagte sie nachdrücklich. „Man muß jeder Situation Rechnung tragen und ich bin durchaus nicht prüde. Gute Nacht!"

Moran merkte, daß nicht die geringste Spur von Koketterie in dieser Erlaubnis lag, sie beim Vornamen zu rufen. Es mußten tiefinnere Gründe sein, weshalb sie sich scheute, ihren vollen Namen zu verraten. War dieses Geheimnis einmal aufgeklärt, so würde auch alles andere verständlich sein.

Kaum hatte er seine Decken ausgebreitet, als ihn ein plötzlicher Schauer überfuhr. Ein Schrei drang aus der Schlucht, ein Loboschrei, die entnervendste unter allen Stimmen der Wildnis. Sie brach sich an den Wänden der Schlucht und langsam verhallte das schauerliche Echo. Moran hörte, wie das Mädchen ihm mit leiser Stimme aus der Hütte zurief:

„Glauben Sie noch immer, daß Blitz einen solchen Schrei von sich gibt?"

„Ohne Zweifel, das war Blitz — niemand anderer!"

„Ein so lieber Hund — und dieser entsetzliche Ruf", staunte sie. „Doch nun, da ich weiß, daß es nur Blitz ist, brauche ich nicht mehr zu schaudern, wenn ich es wieder höre."

Moran lachte leise. „Sie täuschen sich", sagte er. „Und wenn Sie tausend Jahre leben und Nacht für Nacht diesen Ruf hören, es wird doch immer gleich bleiben. Wenn Sie auch keine Furcht empfinden, der Wolfsschauer wird Sie jedesmal von neuem packen."

Zum erstenmal seit ihrer Ankunft unterließ es das Mädchen, die Türe bei Nacht zu verriegeln. Sie ließ sie angelehnt — ein stiller Beweis ihres unbedingten Vertrauens zu Moran.

Eine halbe Stunde später stieß eine kalte Schnauze an Morans Hand. Blitz schnupperte ein wenig und ging dann hinein zu dem Mädchen. Er streckte sich auf dem Fußboden aus und legte sein Kinn auf die Kante der Schlafbank, während Betty seinen Kopf streichelte.

„Blitz!" flüsterte sie, „Blitz! Hätte es nicht ein Mann sein können, wie dieser da draußen — wie Clark Moran?"

Nach einem Weilchen schlich Blitz wieder hinaus und kauerte sich neben Moran nieder.

„Du alter Räuber," begrüßte ihn Moran, „hast mir eine schöne Geschichte eingebrockt! Du, ich glaube, ich habe die Richtige gefunden, ich fühle es, Blitz! Und ist sie nicht prachtvoll schön? Hast du je ein Mädchen gesehen, das sich mit ihr vergleichen ließe. Was denkst du, Freund Blitz?"

Blitz dachte nichts, er war nur ungeheuer zufrieden. Nichtsdestoweniger fand er keine Ruhe und den größten Teil der Nacht verbrachte er damit, geschäftig und aufgeregt zwischen Betty und Moran hin und her zu pendeln.

(Fortsetzung folgt.)

Lokomotivkrankheit.

Skizze von Donald Stuart.

Seit er denken konnte, hatte Karl Gräfe Lokomotiven geliebt. Das war mehr als das Eisenbahnspiel der Jungen, die fauchen und zischen, die Fäuste ballen und damit auf und ab stoßen, wie sie es am blitzenden Gestänge der Lokomotiven sehen. Karl Gräfe lockte das Ungewisse, und daß die Lokomotiven, die in den Bahnhöfen lagen und aus ungeheurem, schwarzem Gedärm stöhnten, in schneidender Schnelligkeit dahinfahren konnten. Er liebte ahnungsvoll den finnreichen Zusammenhang ihrer Teile und sehnte sich, ihre Kraft zu beherrschen. Mitten im Gedränge des Bahnsteigs pflegte er vor der Lokomotive stehen zu bleiben. Einmal war er seiner Mutter sachte aus der führenden Hand geglitten, hatte sich zur Lokomotive zurückgeschlichen, die von ihrer Reise ausruhte. Dann kletterte er leise wie eine Katze die eisernen Tritte zum Stand des Führers hinauf. Aber ehe er sich in eine Ecke drücken konnte, hatte der ihn entdeckt. Mit rauhen Worten wurde er in ein Zimmer gebracht, wo viele Beamte auf ihn einredeten. Zu Hause gab es Vorwürfe. Er aber setzte allem nur ein verstocktes Schweigen entgegen. Er versprach nicht einmal, es nie wieder zu tun. Die Lehrer waren ratlos, der Arzt redete von einer fixen Idee und erkundigte sich nach den Vorfahren, und verordnete gegen diese Krankheit: Beruf an dem ersehnten Orte.

Nun galten alle Gedanken des Jungen erst recht den schwarzen Riesen, ihrem Feuerrachen, ihren blitzenden Gliedern, die er schon genau kannte, als seine Kameraden noch von Wildwest schwärmten. Alle seine Hoffnung galt dem Beruf des Führers, so daß er der Spannung bald nicht mehr Herr ward und oft erfolglos bei den Führern der Lokomotiven bettelte, ihn nur einmal mitzunehmen. — —

— — Auf dem Bahnhof in L. geht ein junger Mann über die Schienen zur Lokomotive des D-Zuges, klettert die eisernen Tritte hinauf, zeigt einen Ausweis: „Eisenbahnbaurat Hermann, Eisenbahndirektion Ludwigshafen." Der Führer reißt sich zusammen, meldet: Lokomotivführer Müller, Heizer Schmehling, Heimatstation Heidelberg."

„Neblig heute. Schwierige Fahrt. Achten Sie auf die Signale, ich werde selbst fahren."

Respektvoll räumt der Führer dem Vorgesetzten seinen Platz zur Rechten im Führerstand ein. Langsam rückt der den großen Hebel, öffnet damit dem Dampf den Weg zum Zylinder. Ein Zittern geht durch die Eisenmassen. Knatternd stürzt es über Weichen, der Zeiger der Geschwindigkeit wippt von Strich zu Strich, 30, 40, 50, jetzt 60 und 80 Kilometer. Hinein in Nebel und Nacht. Kurze Befehle gelten dem Heizer; glutender Schein aus der offenen Feuertüre färbt die Rauchfahne über dem Zug. Signale huschen vorbei wie Johanniskäfer im Dunkeln. Nun sind die zweitausend Pferdekräfte, von dem weißglühenden Kesselfeuer genährt, in seiner Gewalt. Endlich erfüllt ihn die Lust, Führer, Herrscher zu sein, hin zu donnern über die blinkenden Schienen, Tausende auf sicherem Weg zu führen, getragen zu sein vom Vertrauen derer, die dort in weichen Polstern sitzen und essen und reden wie zu Hause..

Der Lokomotivführer wundert sich über die Sicherheit und Erfahrung des jungen Beamten, nimmt schuldbewußt einen Vorwurf über mangelnde Pflege der Maschine hin. Durch den Fahrdienstraum schreitet Hermann dem Ausgang zu, beanstandet noch allerlei Versäumnis und entfernt sich.

Nach einem Jahre fürchtet jeder die Kontrollfahrten des jungen Baurats; bis zu den höheren Stellen dringt schließlich das Gemunkel von seiner Strenge.

Wieder einmal steigt er auf die Lokomotive. Rasch geht der Beamte, der den Zug abfertigte, in seinen Dienstraum zurück. 50 Kilometer weiter klopft der Telegraph „Baurat Hermann auf Lokomotive von D 68".

Endstation. Hermann rückt den Bremshebel, es zischt unter den Wagen weiter, als wenn tiefgeschöpfter Atem entweicht, die Bremsen beißen sich an den Rädern fest. Noch ein knapper Gruß dem Personal. Wieder eine wundervolle Nacht der Erfüllung seines alten Jugendtraums!

Auf dem Bahnsteig stehen Zwei in langen Mänteln.

„Ihr Ausweis!"

Ein ölbefleckter Fetzen geht durch ihre Hände. Die beiden wechseln einen Blick.

„Sie sind verhaftet." — —

— — Vor dem großen Schöffengericht steht der Ingenieur Karl Gräfe, angeklagt der Transportgefährdung, der Amtsanmaßung und der Urkundenfälschung. Der Zuschauerraum ist zum Brechen voll. Wird man ihn verurteilen? Ist er nicht einer von denen, die Balken vor die Züge legen und Schrauben an den Schienen lösen? Voll Genugtuung sehen hohe Bahnbeamte dem Schauspiel zu.

Der Angeklagte starrt ins Leere, wie aus einem Traum erwacht, der lebendiger war als die Wirklichkeit. Er blickt irre wie ein aufgestörter Nachtwandler. Jeden Augenblick kann er zusammenbrechen. Die Zuhörer erzählen sich, er habe in seiner Zelle Kommandos gegeben wie auf der Eisenbahn, gepfiffen, gescholten.

Man läßt Zeugen reden, verfolgt alle Einzelheiten, sucht aus dem Angeklagten vernünftige Worte und Erklärungen heraus zu holen. Der stammelt nur von Müssen, von einem Befehl, von Nicht-mehr-warten-können, schreit plötzlich in den Saal „Heizer nachlegen". Dann sinkt er in stumpfer Ruhe zusammen.

„Zwangsvorstellungen, Zwangshandlungen", gutachtet der sachverständige Arzt. „Überführung in eine Nervenheilanstalt unerläßlich." Also spricht man den Ingenieur Gräfe frei. Denn bei Begehung der Tat sei die freie Willensbestimmung ausgeschlossen gewesen.

Das Rätsel der Canning-Insel.

Im Jahre 1851 ließ sich an einem Sonntagmorgen das Ehepaar Canning nach einer kleinen Insel übersetzen, die der australischen Küste vorgelagert ist. Das Eiland hieß damals im Volksmunde „Roseninsel", weil dort vor Jahren ein Engländer einen Rosengarten und ein Häuschen anlegen wollte; die Rosen gediehen aber nicht, und vom Gartenhaus wurden nur Untergrund und Keller fertig. Dichtes Buschwerk und Gras hatten die Anlage überwuchert. Canning und seine Frau wollten hier auf der Insel, die einen schönen Badestrand besaß, den Sonntag verbringen und sollten abends um 8 Uhr vom Bootsführer, der gegenüber auf dem Festlande ein Haus hatte, abgeholt werden.

Canning nahm einige Decken und einen Sack mit Lebensmitteln aus dem Boot, seine Frau trug Badeanzug und Sonnenschirm unter dem Arm; sie verabschiedeten sich vom Schiffer und gingen nach dem Außenstrande zu.

Es mochte gegen 6 Uhr abends sein, als die Frau des Bootsmanns drüben in ihrem Haus einen Schrei zu vernehmen glaubte, der von der Roseninsel kam und dem gleich darauf noch zwei folgten; aber sie achtete nicht weiter darauf. Pünktlich um 8 Uhr traf der Schiffer auf der Insel ein; er fand Canning im Gras liegend und neben ihm die Decken und den Proviantsack. Als der Bootsmann nach der Frau fragte, antwortete Canning, daß sie sich um ½6 Uhr getrennt hätten. Er hätte sein großes Klappmesser suchen wollen, das er nach dem Essen verloren hatte; seine Frau hätte noch baden wollen; seitdem habe er nichts von ihr gehört. Der Bootsmann machte sich auf die Suche und fand die Frau in der Nähe des alten Badehauses zwischen Busch und Strand; sie lag im Badeanzug auf dem Rücken, aus einer Brustwunde quoll ein Blutstrom, neben der Leiche lagen die Kleider; die Bademütze fehlte.

Am andern Morgen wurde Canning verhaftet. In der Verhandlung wiederholte er die dem Schiffer gemachten Angaben. Die Untersuchung der Wunde hatte ergeben, daß sie durch ein breites Messer verursacht worden war, wie Canning eines mit nach der Insel genommen hatte und dort verloren haben wollte. Weiter wurde bekannt, daß die beiden Gatten in letzter Zeit nicht im besten Einvernehmen gelebt hatten und Frau Canning schon einmal das Haus mit ihrem Jungen hatte verlassen wollen. Der Mann wurde zum Tode verurteilt. Ein kleiner Formfehler ermöglichte es dem Verteidiger, eine neue Verhandlung zu erwirken. Canning wurde wieder verurteilt, diesmal aber zur Deportation nach Tasmanien begnadigt. Dort starb er 20 Jahre später; er hat immer seine Unschuld beteuert. Sein Kind mußte in einem Waisenhaus untergebracht werden, weil die Prozesse Cannings Vermögen verzehrt hatten. Die Insel hieß seitdem im Volksmund „Canninginsel". —

76 Jahre später sah ein Briefmarkensammler im Schaufenster einer Buchhandlung der Stadt, in welcher Canning gelebt hatte, zwei vergilbte Briefe mit Marken der ersten Ausgabe von Neu-Süd-Wales. Sie hatten, wie üblich, keine Umschläge, sondern waren in sich selbst gefaltet mit der Anschrift auf der Rückseite. Der Sammler kaufte die Stücke. Zu Hause las er aus Neugierde den Inhalt; der eine lautete: „Lieber John! Du mußt in nächster Zeit auf unsere Zusammenkünfte verzichten, weil ich fürchte, daß mein Mann etwas davon merkt. Schreibe mir nicht! Elisabeth Canning". — — Der andere Brief lautet: „John! Verschone mich mit Deinen Verfolgungen; Du stürzest mich damit ins Unglück. Deinen Wunsch, mich am Sonntag zu sprechen, kann ich nicht erfüllen. Wir werden den Tag auf der Roseninsel verleben. Bringe mich nicht zur Verzweiflung! Elisabeth Canning."

Die Briefe machten den Sammler stutzig. Er kannte Gerüchte von einem Mord auf der Canninginsel, die alte Leute noch Roseninsel nannten. Eine Zeitung konnte ihm aus ihrem Archiv Bericht.e über den Fall geben, den die Briefe vielleicht aufzuklären vermochten. So erfuhr man auch, daß Cannings Sohn ins Waisenhaus gekommen war; man forschte weiter nach und fand Enkel von ihm in kümmerlichen Verhältnissen. Diese verlangten vom Staat eine Untersuchung und Rückerstattung der Prozeßkosten.

Die Nachforschungen ergaben, daß John Ellington, an den die Briefe gerichtet waren, 1851 verschollen war; nach den Angaben des Kirchenbuches hatte man ihn am Sonnabend vor dem Mordtage zuletzt gesehen. Die Insel wurde durchforscht; man entfernte die Büsche um das alte Gartenhaus; der verschüttete Kellereingang wurde freigelegt — dort lag ein Skelett mit verrostetem Klappmesser neben ihm; auf dem Holzgriff war noch ein C zu sehen; daneben fand man Stoffreste mit einem C aus Silberfäden, Frau Cannings Bademütze.

Den Verlauf des Dramas auszumalen, machte jetzt keine Schwierigkeiten mehr. Ellington war früher als das Ehepaar Canning nach der Roseninsel gefahren, um mit der Frau zu sprechen. Als die beiden Gatten nach dem Essen am Strand entlang gingen, wobei Canning sein Messer verlor, war Ellington ihnen nachgeschlichen und hatte das Verlorene aufgehoben. Canning bemerkte später seinen Verlust; während er auf die Suche ging und die Frau baden wollte, war Ellington zu ihr getreten. Die Frau hatte ihm Vorwürfe gemacht, sie waren in Streit geraten; in der Erregung stach Ellington Frau Canning nieder, ohne daß der Mann auf der anderen Seite der Insel ihre Schreie hörte. Als Ellington zur Besinnung kam, suchte er im Keller ein Versteck vor Canning, die Bademütze riß er ab, um die Klinge daran abzuwischen. Das volle Bewußtsein seiner Tat mag Ellington im Keller gekommen sein, so daß er mit Cannings Messer Selbstmord beging. Im Gras hatten seine Füße keine Spuren hinterlassen; so dachte niemand daran, den Busch zu durchsuchen. Der Nachlaß des Mörders wurde später verkauft; eine Kiste mit Papieren kam in den Besitz des Großvaters, eines Buchhändlers, der sie einmal nach alten Briefmarken durchsuchte und in sein Schaufenster hängte.

Nach 76 Jahren, nämlich 1927, erfolgte Cannings Ehrenerklärung, und seine Erben erhielten die Prozeßkosten zurück.

Seltsamer Zeitvertreib in Siam.

Über die Stoppeln weht der Herbstwind — für unsere Jungen die rechte Zeit, ihre Drachen steigen zu lassen. In China und Siam ist das Drachensteigen sogar ein Zeitvertreib der Erwachsenen, ja, in Siam werden echte „Drachenkämpfe" ausgefochten. Für diese Drachenkämpfe ist eine bis in alle Einzelheiten gehende Kampfordnung vorgesehen. Zunächst läßt man den „kula", einen „männlichen Drachen" steigen. Er hat in der Regel die Zackenform eines fünfstrahligen Sterns und besteht aus einem Bambusgerüst, das mit einem pergamentähnlichen bunten Papier beklebt und oft noch kunstvoll bemalt ist. Man läßt ihn etwa 400 Meter in die Höhe steigen. Seine Schnur ist in Zwischenräumen mit kleinen Gewichten und messerscharfen Bambusstäben beschwert. Hat der „kula" die erwähnte Höhe erreicht, so läßt man mehrere „pak pao", „weibliche Drachen", steigen. Der „pak pao" ist etwas kleiner als der „kula". Seine Aufgabe besteht darin, durch geschicktes Handhaben einer an seiner Schnur befestigten Schleife den „kula" zu Fall zu bringen. Das hat in einem genau vorgeschriebenen Flächenraum zu geschehen. Diese Drachenkämpfe sind ein wahres Fest für die Siamesen. Zu jedem „kula" gehört eine Mannschaft von acht bis zehn Männern, die Mannschaften der „pak pao" sind kleiner. Für die Gewinner sind beträchtliche Geldpreise ausgesetzt, außerdem werden hohe Wetten auf die Gewinner abgeschlossen. Es ist eine Freude, Zeuge der Geschicklichkeit zu sein, mit der die Mannschaften ihre Drachen handhaben, mit welchen Kniffen der „kula" den Angriffen seines zahlenmäßig überlegenen Gegners zu entgehen oder seine Schlinge und Schnur eben mit Hilfe der kleinen scharfen Bambusmesser zu zerschneiden sucht.

Die Siamesen vollbringen wahre Wunder in der Handhabung der einfachen Schnur, die ihren Drachen hält, ja es scheint, als ob sie ihn in jeder Richtung fliegen lassen können. Welch ein Siegesgeschrei, wenn ein Drache zu Fall gebracht ist! Es gibt „kula", die viele Kämpfe siegreich bestanden haben und sich von Familie zu Familie vererben, wie überhaupt die Drachenkämpfe aus früherer Zeit stammen. Die Drachen dienten in Kriegszeiten als Waffe, mit ihrer Hilfe steckte man einst Städte in Burma und Cambodien in Brand.

Aber nicht nur „kula" und „pak pao" sieht man den Himmel bevölkern — Drachen in allen möglichen Formen fliegen als Gerippe, Nixen, Schnecken, Schlangen und wirkliche Drachen dahin; es werden sogar Balletts aufgeführt.

Bunte Chronik

* **Totschlag an einem Toten!** So was gibt es auch: Eine Frau Gebauer hatte in der Notwehr auf ihren Mann geschossen und ihn, nach Feststellung der Sachverständigen, gleich mit dem ersten Schuß getötet. Aber als der Mann tot auf der Erde lag, gab sie noch zwei Schüsse auf ihn ab. Auf einen Toten, muß man wissen. Das Schwurgericht in Berlin sprach sie von dem vollendeten Totschlag (erster Schuß) frei, da sie in Notwehr gehandelt habe, verurteilte sie aber zu eineinhalb Jahr Gefängnis wegen versuchten Totschlags (zweiter und dritter Schuß) an einem Toten! Bitte, so was gibt es, und die beim Reichsgericht eingelegte Revision wird nicht viel nützen, da dieses sich auf den Standpunkt stellt, daß auch der Versuch (eines Totschlags) am untauglichen Objekt (einem Toten) strafbar sei. Damit ist gerichtlich notorisch festgenagelt, daß jemand an einem Toten noch einen Totschlagversuch unternehmen kann, eine Definition, die dem normalen Kopf nicht ganz ins Gehirn

*

* **Keine „Stellmacher" in Deutschland mehr!** Überall im Deutschen Reiche ist jetzt für die Bezeichnung „Stellmacher" das Wort „Wagner" gesetzt worden, so daß es jetzt nur noch Wagner, Wagnerinnungen gibt. Allenthalben haben in den Innungen die Abstimmungen mit Stimmenmehrheit für die Bezeichnung „Wagner" entschieden.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.